Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich

Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich

Band: 78 (2011)

Artikel: Mission und Diakonie : die Geschichte der Evangelischen Gesellschaft des Kantons Zürichs

Autor: Meyer, Helmut / Schneider, Bernhard

Kapitel: 6: Bildung und Erziehung

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1045699

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

6. Bildung und Erziehung

6.1. Lesesäle

«Kann es uns gleichgültig sein», fragte der Verfasser eines Jahresberichts der Evangelischen Gesellschaft, «was der aufwachsenden Jugend in die Hände falle, ob zeittötende und seelenverwüstende oder Geist und Herz heilsam bildende und veredelnde Schriften [...]. Und kann es rechtschaffenen Eltern, wohldenkenden Lehrherren und Meistern einerlei sein, ob ihre Kinder, Lehrknaben und Gesellen ihre freien Stunden, namentlich des Sonntagabends, im besten Fall vertändeln, im schlimmen zu bösen Streichen missbrauchen und in Schenken töten, oder ob sie sich je nach Alter, Bedürfnis und Wunsch unter menschenfreundlicher Aufsicht und Anleitung mit dem Lesen guter Bücher beschäftigen, mit Anhören lehrreicher Geschichten ergötzen und in ungestörter Ruhe mit Schreiben, Zeichnen oder Gesangsübungen einige Abendstunden zubringen»?[1]

Die Frage, ob die Lektüre junger Menschen der Gesellschaft egal sein könne, war rhetorisch. Ihre praktische Antwort waren Lesesäle. Die Lektüre geeigneter Schriften sollte die Weiterbildung fördern und zum christlichen Glauben führen. Die Lesesäle «wollen als ein Ausfluss und Ausdruck spezifisch christlichen Glaubens dastehen und das praktische christliche Leben fördern – ein Streben, das oft genug mit dem Geist unserer Zeit in Widerspruch geraten kann und daher von der grossen Menge der Hohen und Gebildeten wie der Niedrigen und Ungebildeten nichts weniger als gern gesehen ist.» Dabei sollte «hinsichtlich der Durchführung des christlichen Prinzips das rechte Mass eingehalten werden»; das Angebot sollte überzeugen.[2]

Ein erster Lesesaal, der vor allem für Handwerksgesellen gedacht war, wurde bereits 1833 im Frühstadium der Gesellschaft[3] eröffnet. Nach der Wiederbelebung 1846/47 folgte ein eigentlicher Boom im Lesesaalbetrieb. 1848 gab es vier Lesesäle: einen für Knaben im Alter von 10–12 Jahren, einen für solche zwischen 13 und 15 Jahren, einen für Lehrknaben und einen für Erwachsene. Das allerdings führte zu Raumproblemen; es war schwierig, Säle zu finden. Von 1861 an beschränkte man sich auf den Betrieb von zwei Lesesälen, einem für Lehrlinge und einem für erwachsene Männer. Als Räumlichkeiten dienten abwechselnd die Säle verschiedener Zunfthäuser, das Haus zum «Brunnenturm» und die Aula im Konventsgebäude der ehemaligen Fraumünsterabtei. All das kostete Miete. Nach dem Erwerb des «Augustinerhofs», des ehemaligen Sitzes der Universität, konnte man 1866 die Lesesäle ins eigene Haus verlegen. Die Lesesäle waren im Winter an 20–30 Sonntagnachmittagen von 17 bis 19 Uhr geöffnet, jener für Erwachsene auch am Montag zur gleichen Zeit. Wer sich dafür interessierte, schrieb sich zu Semesterbeginn kostenlos ein, erhielt einen Ausweis und konnte den Lesesaal beliebig oft aufsuchen. Die Aufsicht führten Herren der Evangelischen Gesellschaft.

Was erwartete den Besucher eines Lesesaals? Er konnte in den aufliegenden Büchern und Zeitschriften lesen oder in Ruhe etwas schreiben. Es wurde ihm aber auch Unterricht

im Zeichnen und, im Fall der Erwachsenen, im Gesang angeboten. Den Jugendlichen wurden Geschichten erzählt oder es wurde aus Büchern vorgelesen. Für manche Gäste mag es nicht unwichtig gewesen sein, dass die Säle geheizt waren. In den 1860er-Jahren wurde für Erwachsene mittwochs und freitags auch Unterricht in Schreiben und Rechnen angeboten, doch erwies sich die Nachfrage als zu gering. Zwischen 1854 und 1872 fand jeweils eine Lesesaal-Weihnachtsfeier im Kasino, dem heutigen Obergericht, statt, an der sich bis zu 600 Teilnehmer einfanden.

Wie stand es um die Besucherzahlen? In den nur kurze Zeit bestehenden Lesesälen für Knaben zwischen zehn und zwölf Jahren fanden sich durchschnittlich 70 Kinder ein, in jenem für Knaben zwischen 13 und 15 Jahren 115. Bei den Erwachsenen betrug die durchschnittliche Besucherzahl zwischen 1850/51 und 1868/69 an Sonntagen 100, an Montagen 50. Unter ihnen, vor allem unter den Handwerksgesellen, waren viele Ausländer. Vom Ende der 1860er-Jahre an ging die Teilnehmerzahl rapid zurück; 1872/73 fanden sich am Sonntag durchschnittlich noch 55, am Montag 23 Personen ein. Die Gesellschaft führte dies einerseits auf die politische Radikalisierung, anderseits auf die materielle Besserstellung zurück, die den Gesellen kostspieligere Freizeitgestaltungen ermöglichte. Sie schloss den Lesesaal für Erwachsene.

Übrig blieb der sehr langlebige Lesesaal für Jugendliche, den vor allem Knaben im Alter von 12–16 Jahren nutzten. Hier betrug die durchschnittliche Teilnehmerzahl zwischen 1860 und 1898 150. Dass dafür nicht ausschliesslich Bildungsbedürfnisse ausschlaggebend waren, entging der Gesellschaft nicht: «Die Gelegenheit zum eigentlichen Lesen dürfte dabei manchem Knaben nicht das Wichtigste sein. Wichtiger ist es für ihn, für den Sonntagabend etwas Bestimmtes in Aussicht zu haben, und dann zu jener Zeit von Eltern oder Meistersleuten, die ihn ohne ein zum voraus angegebenes Ziel nicht ausgehen liessen, nicht zu Hause behalten zu werden. Reiz scheint manchem auch das zu bieten, dass man aus dem Lesesaal bei dunkler Nacht mit einem ganzen Trupp von Kameraden heimziehen könne; ist es doch prächtig, wenn hundert Füsse miteinander gehen und das Spassen auch nicht verboten ist.»[4]

Meist wurde nun während einer Stunde still gelesen, geschrieben oder gezeichnet, während in der zweiten Stunde einer der Aufsicht führenden Herren etwas vorlas und erzählte. Da sich unter den Teilnehmern immer mehr solche aus Aussersihl einfanden, die allerdings als «unruhig» galten, strebte man eine Dezentralisierung an. Um die Jahrhundertwende wurden neben dem traditionellen Saal im «Augustinerhof» ein solcher an der Badenerstrasse und ein weiterer an der Fierzgasse eröffnet; in den beiden Letzteren fanden sich zusammen 170 Teilnehmer ein. 1915 wurde der Saal im Zentrum zugunsten eines dritten im Bethaus Wiedikon aufgegeben. Die Lesesäle waren zu einem Angebot für Arbeiterkinder geworden. Zu diesen gehörten schliesslich auch die Mädchen. Ein 1903 unternommener erster Versuch, einen Lesesaal für Mädchen einzurichten, wurde allerdings abgebrochen, weil es sich gezeigt habe, dass die Töchter auch ohne Anleitung sinnvolle Beschäftigungen fänden. Von 1922 an bestand indessen im Industriequartier ein besonderer Mädchen-Lesesaal.

Im Übrigen scheinen die Frequenzen der Lesesäle seit dem Ersten Weltkrieg jedoch rückläufig gewesen zu sein. Es sei schwierig geworden, die Jugend zu gewinnen, registrierte man, und zeigte nun auch Filme und Lichtbilder, veranstaltete musikalische Darbietungen und Spielnachmittage. Im Kampf gegen die ungeliebte Fasnacht gab es

im Bethaus Wiedikon «Antifasnachtsveranstaltungen», an denen 700 Kinder und Erwachsene beteiligt gewesen sein sollen. Zu einem immer grösseren Problem wurde es, freiwillige Mitarbeiter für die Betreuung der Lesesäle zu gewinnen. Das Aus kam mit der Finanzkrise 1935/36. Unter den «dürr gewordenen Ästen», die man nun abschnitt, befanden sich auch die Lesesäle. Dass man dadurch jährlich Mietkosten von etwa 1000 Franken einsparte, dürfte nicht der alleinige Grund gewesen sein. Vermutlich hatte sich die Institution nach 100-jähriger Existenz überlebt.

6.2. Leihbibliothek und Lesezirkel

Für den, der Bücher lieber zu Hause als in einem Lesesaal las, stand seit 1835 eine Leihbibliothek zur Verfügung. Von 1840 bis 1847 wurde sie von einem privaten Buchhändler betrieben, danach wieder von der Evangelischen Gesellschaft. Eine Bibliothekskommission entschied über die Anschaffungen. Bezugsberechtigt wurde man durch die Bezahlung eines Jahresabonnements, das zunächst 2 Franken, ab 1929 6 Franken kostete. Auf dem Land zirkulierten die Bücher auch in Leserkreisen. Das Lokal der Leihbibliothek wechselte verschiedentlich; am längsten war sie in der Helferei Grossmünster (1860–1894) und im «Augustinerhof» (1901–1926) untergebracht. Von Zeit zu Zeit wurde ein aktualisierter Katalog des Bücherbestands publiziert.[5]

Die Zahl der Abonnenten wuchs von 180 (1848/49) auf 1200 (1871/72). Dann setzte ein Rückgang ein: 1888/89 zählte man noch knapp 600, 1933/34 noch knapp 200 Bezüger. Standen den Abonnenten 1846/47 1151 Werke zur Verfügung, so waren es 1883/84 6400. Dabei blieb es; in der Folge wurden veraltete, unbrauchbar gewordene oder verlorene Bücher durch neue ersetzt, doch ein weiterer Ausbau erfolgte nicht. Das hing mit der Finanzierung zusammen; die Leihbibliothek musste selbsttragend sein, ihren Aufwand also mit den Abonnements und den bescheidenen Spenden decken.

Die Frage, was für Bücher man anschaffen sollte, war ein ständiger Diskussionsgegenstand. Aus der Sicht der Gesellschaft sollten es gedruckte Predigten, religiöse Erbauungsschriften, Biografien, historische Werke und Jugendbücher sein. Die Wünsche des Publikums stimmten damit nicht völlig überein. «Am beliebtesten seien die unterhaltenden Schriften», stellte man bereits 1853 fest, weshalb «man auch lehrreiche und gut geschriebene Bücher ohne religiöse Tendenz aufnehme, wenn sie nichts Unchristliches enthielten».[6] Zu den Neuanschaffungen gehörte in diesem Jahr etwa Harriet Beecher-Stowe's «Onkel Toms Hütte». – Ein grosser Teil von Abonnenten beschränke sich ausschliesslich auf das Lesen unterhaltender Schriften, vermerkte man 1864, was bedauerlich, aber wohl dem Zeitgeist anzulasten sei.[7] Auch 20 Jahre später dürstete es die Bezüger nach Werken, die aus der Sicht der Evangelischen Gesellschaft gerade noch Minimalwert hatten. Unter ein bestimmtes moralisches Niveau gehen wollte man indessen nicht,[8] wie ein Blick in den Katalog von 1917 bestätigt.[9] Da finden sich neben den bereits zu Klassikern gewordenen Autoren Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer Johanna Spyri mit sämtlichen Werken sowie Hermann Hesse mit drei. Nicht vertreten waren etwa Theodor Fontane oder Thomas Mann. Daneben dominierten die Vertreter gehobener Unterhaltung wie Ludwig Ganghofer, Peter Rosegger, Emil Frommel und Ernst Zahn.

Der Niedergang der Leihbibliothek hatte seine Ursache vor allem in der Konkurrenz durch die um die Jahrhundertwende aufkommenden Volksbibliotheken, deren Angebot umfangreicher und vielseitiger und deren Bekanntheitsgrad grösser waren. Da zudem ein Bedürfnis nach einer spezifisch religiösen Leihbibliothek nicht vorhanden war, hätte eine Liquidation bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Bereich des Möglichen gelegen. Weil sich die Evangelische Gesellschaft indessen ungern von ihren Werken trennte, kam es erst anlässlich der Finanzkrise von 1935/36 zur Auflösung.

Das Zweigwerk «Gratis-Lesezirkel» erfüllte gewissermassen eine Scharnierfunktion zwischen den Bemühungen der Stadtmission und jenen der Leihbibliothek. Es ging darum, ärmere Volksschichten durch die Lektüre religiöser Zeitschriften dem christlichen Glauben zuzuführen oder sie darin zu bestärken. Initianten waren die Brüder Ludwig und Friedrich Otto Pestalozzi, Hermann Eidenbenz und Christian Höhr-Hirzel.[10]

Das Unternehmen startete 1881. Anvisiert wurden die Bewohner der Stadt und ihrer Vorortgemeinden mit geringem Einkommen: «Die Leser müssen der ärmeren Volksklasse angehören, so dass in der Regel diejenigen, welche die Zeitschriften selbst anschaffen oder durch einen bezahlenden Lesezirkel beziehen können, ausgeschlossen sind.»[11] Der Grossraum Zürich wurde in Bezirke eingeteilt, diese wiederum in Zirkel. Zu einem Zirkel gehörten in der Regel drei bis vier Familien. Die Bezirksvorsteher – bald gab es auch Vorsteherinnen – erhielten von den abonnierten Zeitschriften eine Anzahl Exemplare und verteilten sie an die «Pfleger». Diese sorgten für die Feinverteilung und die Rotation innerhalb der ihnen unterstellten Zirkel.

Der «Gratis-Lesezirkel» war zunächst recht erfolgreich. Bereits nach fünf Jahren hatten sich 2000 Familien angeschlossen, unter denen jährlich etwa 100'000 Zeitschriften-Exemplare zirkulierten. Um die Jahrhundertwende gab es 670 Zirkel – davon 228 in Aussersihl – mit etwa 2500 Familien, die insgesamt 180'000 Exemplare pro Jahr erhielten. Daneben verteilten Mitglieder des Christlichen Vereins junger Männer an Sonntagen gedruckte Predigten und Zeitschriften an Sonntagsarbeiter, etwa Strassenbahner, denen der Gang zur Kirche nicht möglich war. Es zirkulierten erbauliche Publikationen wie «Illustrierter Hausfreund», «Heidenbote», «Basler Volksblatt», «Appenzeller Sonntagsblatt», «Christlicher Volksfreund» und natürlich das «Evangelische Wochenblatt». Die jährlichen Kosten für die Abonnements, die nahezu vollständig durch Spenden gedeckt werden konnten, betrugen um 4500 Franken.

Nach der Jahrhundertwende setzte eine Stagnation, nach dem Ersten Weltkrieg ein Rückgang ein. Hatten die Ausgaben für die Abonnements 1920/21 noch 5600 Franken – real bereits weniger als um 1900 – betragen, beliefen sie sich 1934 auf weniger als 3000 Franken. Obwohl das Unternehmen auch jetzt noch selbsttragend war, wurde es mit manch anderen «dürr gewordenen Ästen» im Zusammenhang mit der Finanzkrise 1935/36 liquidiert. Man habe festgestellt, dass die gratis verteilten Zeitschriften oft gar nicht gelesen worden seien, hiess es. Statt dessen bot man verbilligte individuelle Abonnements für die religiösen Zeitschriften an.[12] Es scheint, dass davon jedoch kaum Gebrauch gemacht wurde.

6.3. Verlegerisches Engagement

Mit der definitiven Gründung 1846/47 eröffnete die Evangelische Gesellschaft ein «Schriftendepot» zum Vertrieb religiösen Schrifttums: «Dieselben Werkzeuge und Kanäle, durch welche das Gift verderblicher Grundsätze und Bestrebungen über ganze Völker und Länder verbreitet wird, müssen der Förderung des Reiches Gottes, der Ausbreitung der Heilswahrheiten dienen.»[13]

Vertrieben wurden Zeitschriften, Bücher, Traktate und Bilder mit religiösen Inhalten. Die Verbreitung erfolgte über ein zentrales Depot in Zürich, das lange Zeit an der Kirchgasse 13 beheimatet war, über regionale Depots, die bei Pfarrern auf dem Land untergebracht waren, und durch Hausierer, sogenannte Kolporteure. Während sich die ländlichen Depots nicht bewährten, waren die Kolporteure und das städtische Depot recht erfolgreich. Die Leitung des Unternehmens hatte ein fest angestellter «Depot-Verwalter». Waren im Berichtsjahr 1851/52 20'000 Bücher und Traktate verkauft worden, so waren es 1868/69 31'000 Bücher, 23'000 Traktate, 33'000 Bilder, 19'000 Wochenblätter und Zeitschriften sowie 1600 Kinderbücher, total also fast 110'000 Exemplare. Auf dieser Höhe pegelte sich der Absatz ein. Der Umsatz betrug in dieser Zeit 50'000–80'000 Franken pro Jahr, konnte im Rekordjahr 1890/91 gar 112'000 Franken betragen. Das Unternehmen war offenbar nie defizitär und warf in guten Jahren bescheidene Gewinne ab.

Neben den Vertrieb eingekaufter Schriften trat im «Schriftendepot» die eigene Verlagsproduktion, aus der einige «Dauerbrenner» hervorgingen. Zu diesen gehörte der «Evangelische Hausschatz», der zwischen 1849 und 1905 in elf – unveränderten – Auflagen von insgesamt etwa 120'000 Exemplaren erschien. Es handelte sich um eine 500 Seiten starke Anthologie von Gebeten für alle möglichen Lebenslagen und zu allen möglichen Anlässen zwecks «Förderung der häuslichen Gottesverehrung». Dabei wurde oft ein kurzer Bibeltext mit einem daraus abgeleiteten Gebet und einem passenden Lied verknüpft. Der anonyme Herausgeber des Werks war offenbar der langjährige Aktuar und Spiritus Rector Diethelm Hofmeister. Aber auch die knappere, an Konfirmanden gerichtete Schrift «Kinder, bleibet in ihm» brachte es zwischen 1851 und 1892 auf acht Auflagen mit weit über 100'000 Exemplaren, während «Die christliche Ehe» zwischen 1854 und 1906 immerhin auf fünf Auflagen kam. Mehrere Auflagen erlebte auch ein Ergänzungsband zum zürcherischen Kirchengesangbuch unter dem Titel «Auswahl geistlicher Lieder für Kirche, Schule und Haus»; die Lieder entstammten vor allem der Zeit der Orthodoxie und des Pietismus.

Zur Verlagstätigkeit gehörte auch die Herausgabe des Vereinsorgans. In ihren Anfängen hatte die Gesellschaft die «Schweizerische Evangelische Kirchenzeitung» mitfinanziert. Ab 1845 gab der Buchhändler Franz Hanke als Nachfolgerin das «Evangelische Monatsblatt» heraus, das 1849 von der Evangelischen Gesellschaft übernommen wurde. Zehn Jahre später erfolgte die Umwandlung in das «Evangelische Wochenblatt», das meist vier Seiten Umfang hatte. Redaktor war seit 1876 Ludwig Pestalozzi, der offenbar den grössten Teil der Artikel selbst verfasste.[14] Die Auflage stieg von 400 (1848/49) auf 900 (1888/89), worauf sie stagnierte. Im Zentrum standen jeweils eine «kirchliche Rundschau» sowie Buchbesprechungen. Hinzu kamen religiöse Betrachtungen und Kommentare zum Weltgeschehen. 1903 übernahm die Gesellschaft neben dem «Wochenblatt» die vom Winterthurer Pfarrer Johannes Ninck 1893 begründete Monatsschrift

Aus: «Die christliche Ehe, ein Beitrag zur Erbauung des Christenvolkes» (Erstausgabe 1854)

«Der Mann sei das Haupt des Weibes, gleich wie Christus ist das Haupt der Gemeinde (Eph. 5, 23). Da steht nicht, dass Du seiest der Herr und das Weib dein Sklave, wie es bei den Heiden Brauch und Sitte ist, wo auch der Mann sein Weib kaufen muss; sondern das Haupt sollst Du sein, wie Christus. Im Haupte wohnt Verstand und Weisheit, die denkt nach, überlegt, fährt nicht gedankenlos drein, schlägt und zertritt nicht, sondern handelt mit Besonnenheit. Im Haupte ist Freundlichkeit und Geduld, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Das Weib soll auf sein Haupt sehen, ihm vertrauen können und sich nie täuschen, also dass es alles, was von ihm kommt, als Wahrheit annehmen darf [...]. In der Liebe des Mannes finde das Weib seine Kraft [...]. Aber auch das Weib soll untertan sein dem Manne als seinem Haupte, ehre ihn und zeige dadurch allen Hausgenossen ein gutes Beispiel. All ihr Tun sei Förderung des Hauses, zur Erleichterung der Last des Mannes. Sie sei still, häuslich, sorgfältig, ehrbar, nicht eitel, noch auf eitlen, kindischen Putz erpicht, dass der Mann nicht klagen müsse, sein Weib sei ihm zu kostbar, er möge es nicht erhalten [...].»[1]

Aus: «Evangelischer Hausschatz in Gebeten und Liedern», Missionsgebet (Erstausgabe 1849)

Matth. 9, 36–38. – «Herr Jesu Christ [...], der du willst, dass allen Menschen geholfen werde und dass sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, du bedarfst zwar zur Förderung deines Reiches unseres Gebets nicht; aber weil du selber befohlen hast, dass wir deinen Namen anrufen und unsere Bitte und Fürbitte vor dich bringen sollen, so flehen wir zu dir, du wollest dich bekennen zu deinem Werk und die Missionsarbeit unserer Kirche reichlich segnen. Siehe, immer noch bedecket weit umher Finsternis das Erdreich und Dunkel der Völker. Lass doch bald die Zeit kommen, wo deine Herrlichkeit aufgehet über alle, welche noch in Finsternis und Schatten des Todes sitzen und sehnsüchtig deiner warten [...]. Noch herrscht die Nacht über viele Millionen. Darum brich hervor, du Sonne der Gerechtigkeit, mit dem hellen Glanz deines Lichts, das die Augen der Blinden öffnen und die Gefangenen aus dem Gefängnis führen soll. Du König aller Völker, der du den Heiden schon vor achtzehnhundert Jahren als der helle Morgenstern aufgingst, dass sie diesem Licht folgten und dich anbeteten, gehe nun in unsern Tagen allen auf als der helle Gnadenstern in ihren Herzen und lass sie im Lichte deines Antlitzes wandeln; nimm die Decke von den Augen Israels weg, dass sie deine Herrlichkeit sehen; erleuchte alle verblendeten Namenchristen, dass sie dich von neuem suchen und finden; lass auch Ismael vor dir leben, denn du bist ja nicht nur für unsere, sondern für der ganzen Welt Sünde gestorben. Ja zerbrich, o allmächtiger König der ganzen Welt, alle Bollwerke des Satans, zerreiss die Ketten der Finsternis, stürze die Altäre der Götzen und zerstöre alle Tempel, in denen deine Ehre nicht wohnet [...].»[2]

1 Christliche Ehe, S. 36 f.
2 Hausschatz, S. 428 ff.

Abonnementspreis bei der Expedition Fr. 2.—
Durch die Post Fr. 2.50.

№ 38.

Entsprechende Inserate werden im
Depot der Evang. Gesellschaft, Peterstraße
angenommen.

Evangelisches Wochenblatt

Achtundvierzigster Jahrgang.

Organ der Evangelischen Gesellschaft Zürich.

Redaktion:	Zürich,	Expedition:
L. Pestalozzi, Pfarrer.	Donnerstag den 19. September 1907.	Buchhandlung der Ev. Gesellschaft

Hermann Eidenbenz.

†

Wer hat ihn nicht gekannt unter uns, den Kaufmann Hermann Eidenbenz, der, obwohl aus Württemberg stammend und das Gepräge seines Heimatlandes bis zuletzt an sich tragend, doch zugleich ein guter Zürcher wurde, und, zur Beschämung für viele Altangesessene, regen Anteil an den Geschicken seiner neuen Heimat nahm, wie er denn nicht nur den Zusammenkünften unserer kirchlichen Vereine regelmäßig beiwohnte, sondern auch in einem „Gemeinde"- und „Eidgenössischen Verein" anzutreffen war.

Er war ein liebenswürdiger Mann, ein Kaufmann von gewinnendem Wesen, der zugleich im Rufe stand, gewandt und geschäftstüchtig zu sein, auch im geselligen Verkehr, wenigstens in früheren Jahren, recht unterhaltend, da er viele Lande durchreist und mit manchem Menschen, besonders in christlichen Kreisen, gern und eifrig verkehrt hatte. Es war ganz angenehm, ihn von seinen Genfer Freunden, einem Oberstlieutenant Fermaud und Prof. Eduard Barde u. a. m. oder seinen Berliner Bekannten, einem Graf Bernstorff, Oberförster von Rothkirch, Graf Pückler oder den englischen und amerikanischen Jünglingsvereinsleuten, einem Williams oder einem Wannemaker sprechen zu hören, besaß er doch selber eine große Leichtigkeit im Ausdruck, konnte auch in Versammlungen, in denen der Laie nur zu oft verstummt, ungezwungen das Wort ergreifen und wurde dann gerne gehört.

Als Charakterzug eignete ihm namentlich eine große Herzensgüte. Sein Wohltun ging, so schien es einem, fast über seine Kräfte hinaus. Es tat ihm weh, irgend einem Menschen etwas abschlagen zu müssen. Er gab nicht ohne zu prüfen, was aber nicht hinderte, daß er manche Enttäuschung durchmachen mußte und auch Undankbarkeit zu erfahren hatte. In seinem Hause übte er eine fast unbegrenzte Gastfreundschaft aus. Noch erinnere ich mich der freien Abende, bei welchen auch etwa der spätere Professor Ritter am Polytechnikum und Professor Beck-Usteri anwesend waren, wobei musiziert wurde, Eidenbenz selbst aber immer die Hauptkosten der Unterhaltung bestritt.

Wie er selber einem kinderreichen Hause entstammte — einer seiner Ahnen war der große schwäbische Theologe Bengel gewesen — so hatte er gleichfalls an seinem Teile eine große Kinderschar, wozu noch Anverwandte kamen, für welche er zu sorgen hatte. Es war nicht leicht, einen solchen Haushalt zu führen, um so weniger leicht, als seine Gattin, die sonst ganz das Gepräge einer ruhigen, tüchtigen Württembergerin hatte, zeitweilig gemütsleidend war. Allmählig wuchsen aber seine Kinder zu selbständigen Stellungen heran. Einer seiner Söhne wurde Geistlicher, ein anderer trat in den Dienst der Mission und ist jetzt Vorgesetzter der Weberei in Mangalur, ein anderer wählte den Apothekerberuf, der älteste wurde Pensionshalter auf der Insel Capri, ein weiterer trat ins Geschäft des Vaters ein. Zwei Töchter wurden Diakonissen, zwei andere vermählten sich, eine übernahm eine Kleinkinderschule und wieder eine besorgte die Haushaltung. Man kann sich denken, wie bewegt dieser Haushalt war, wenn man sich sagt, daß bald auch muntere Enkelkinder das großväterliche Haus aufgesucht haben, ganz abgesehen von der Verwandtschaft und den vielen Kollekteuren, welche letztern ihn immer zu finden wußten, wenn es etwas zu sammeln galt!

Auf den Umkreis der Familie war aber die Tätigkeit von Hermann Eidenbenz nicht beschränkt. Er war ein christlicher Vereinsmann, in einem Maße, wie es andern nicht möglich gewesen wäre, es zu sein, da er nicht nur die Fähigkeit zu reden, sondern auch die zu hören besaß. Dabei kamen ihm seine kaufmännischen Kenntnisse wohl. Allem voran standen auf dem Vereinsgebiete seine Beziehungen zum „Blauen Kreuz". Das zürcherische Lokalkomitee, der kantonale, der Bundesverband, die internationalen Beziehungen nahmen ihn in einem Maße in Anspruch, daß es manchem vorkommen wollte, nun sei es aber wirklich zu viel. Neben dem Blauen Kreuz standen seinem Herzen die Christlichen Jünglingsvereine am nächsten, nachdem ihm seine Beteiligung am Verein „Jonathan" in Hamburg eine Bewahrung in den gefährlichen Jahren seiner kaufmännischen Jugend gewesen war. Wie oft hat er die Vereinszusammenkünfte und Bibelstunden des „Christlichen Vereins junger Männer" besucht. Auch der Evangelischen Gesellschaft gehörte er als Vorstandsmitglied Jahrzehnte hindurch an, und war dabei Quästor der Lukaskapelle in Außersihl. Für die Entwicklung der Gesellenherberge, jetzt an der Geigergasse, hat er sich ebenfalls lebhaft interessiert. Daß es ein Sonntagskomitee unter uns gibt, ist nicht zuletzt sein Verdienst.

Eidenbenz war ein Allianz- und Gemeinschaftsmann. Da er aber immer Fühlung auch mit den landeskirchlichen Geistlichen hatte, so kam man ihm von dieser Seite gleichfalls mit Vertrauen entgegen. Einmal ist auch er in eine schwärmerische geistige Strömung hineingeraten, aber gerade die Erfahrungen, die er damals und auch später noch machte, führten ihn immer wieder zur rechten Nüchternheit zurück. Auch war er eine zu selbstlose Persönlichkeit, um nicht

Das «Evangelische Wochenblatt». (Quelle: Archiv der Evangelischen Gesellschaft)

«Taube», die im Allgemeinen 20 Seiten stark war und nach Pestalozzis Tod 1909 zum alleinigen Vereinsorgan wurde. Hier dominierten religiös-beschauliche Reflexionen, Buchbesprechungen, Biografien und Nekrologe, kirchliche Aktualitäten sowie ausführliche Tipps zur Sonntagsschulgestaltung. Die «Taube» war weniger polemisch als das «Wochenblatt». 1915 wurde die «Taube» wieder durch ein «Monatsblatt der Evangelischen Gesellschaft» abgelöst, das bei einem Umfang von etwa zwölf Seiten schliesslich eine Auflage von 4200 erreichte, jedoch alles andere als gewinnbringend war. Es enthielt Berichte über die Tätigkeit der einzelnen Zweigwerke der Evangelischen Gesellschaft, Berichte über Veranstaltungen, historische Rückblicke und Nachrufe. Obligatorisch in all diesen Periodika war die Auflistung und Verdankung von Spenden. Die Finanzkrise von 1935/36 leitete das Ende des «Monatsblattes» ein. Die Auflage wurde auf 2500, der Umfang von 16 auf 4–6 Seiten reduziert. 1940 wurde das Erscheinen der Zeitschrift eingestellt. Die in den folgenden 20 Jahren vierteljährlich hektografierten «Briefblätter» erreichten nur noch die Mitglieder.

1893 erfolgte eine rechtliche, kaum aber tatsächliche Veränderung. Der Schriftenvertrieb wurde zur «Genossenschaft Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft», wobei die Mitglieder des Zentralkomitees Genossenschafter waren. Das bedeutete, dass zumindest theoretisch die Gesellschaft für Rückschläge und Verbindlichkeiten nicht haftete. Nach dem Ausbau des «Augustinerhofs» 1897/98 wurde dort eine Buchhandlung eingerichtet, während der bisherige Standort an der Kirchgasse bis 1906 noch als Filiale betrieben wurde. Ein weiterer Ableger bestand seit 1867 in Winterthur. 1917 siedelte die Buchhandlung vom «Augustinerhof» ins Vereinshaus «Glockenhof» an der Sihlstrasse über. Entsprechend den Wünschen der Kundschaft wurde das Sortiment erweitert: «Heute kommt eine aufgeklärte Seminaristin und möchte die neueste Literatur zur Frauenbewegung, bald kommt ein Arbeiter und möchte sich in der christlich-sozialen Literatur orientieren.»[15]

Die verlegerische Tätigkeit wurde während des Ersten Weltkriegs nochmals aufgenommen. Unter dem Titel «Frisches Wasser aus ewiger Quelle» wurden Tageslosungen für Soldaten verknüpft mit vaterländischen Liedern herausgegeben. Es wurden 40'000 Exemplare zu 64 Seiten gedruckt; der Preis betrug 10 Rappen. Danach schlief der Verlag ganz ein. Die Buchhandlung wurde defizitär, wozu ein offenbar unfähiger Geschäftsführer beitrug. Bis 1928 wurden die Löcher aus Eduard Usteris[16] Privatschatulle gestopft. Nach seinem Tod platzte die Beule 1932: Rechnungen in der Höhe von 40'000 Franken waren offen, vom Inventar mussten 60'000 Franken abgeschrieben werden. Insgesamt mussten 60'000 Franken eingeschossen werden. Da die Genossenschafter dies nicht konnten, sprang die bereits klamme Gesellschaft ein. Sie liquidierte die Genossenschaft und machte die Buchhandlung auch formal wieder zu einem Zweigwerk der Gesellschaft.

Nach der Sanierung wurde neben dem Buchhandelsbetrieb die verlegerische Tätigkeit wiederaufgenommen. Man kaufte Bestände und Verlagsrechte der «Reformierten Bücherstube» und führte diese unter dem Namen «Zwingli-Verlag» weiter. In einer Zeit, in der die Publikation theologischer Werke in deutschen Verlagen zunehmend schwieriger wurde, wurde die Existenz eines schweizerischen theologischen Verlags als wichtig erachtet. So erschienen in den 1930er- und 40er-Jahren etwa die Reihen «Kirchliche Zeitfragen» und «Schule und Erziehung», die Auswahl «Zwinglis Haupt-

Die «Taube». (Quelle: Zentralbibliothek Zürich, YU 5701 b, Nr. 148)

schriften»[17] und die ersten Bände der grossen Zwingli-Biografie Oskar Farners.[18] Die Kehrseite der Medaille war allerdings, dass infolge der politischen Verhältnisse die Absatzmöglichkeiten weitgehend auf den schweizerischen Raum beschränkt waren. Das Gutachten eines Treuhänders stellte 1937 fest, dass Buchhandlung und Verlag in den letzten 15–20 Jahren einen Verlust von 170'000 Franken eingefahren hätten und ein «grundkrankes, verlustreiches Geschäft» seien, obwohl die Leitung seit 1932 kompetent sei. Da die Gesellschaft die finanziellen Risiken nicht mehr allein tragen wollte und konnte, wurde das Unternehmen 1937 in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung umgewandelt,[19] wobei die Evangelische Gesellschaft die Stimmenmehrheit behielt. Als Folge des wachsenden Umsatzes stieg das Bedürfnis nach Eigenkapital. 1945 erfolgte die Transformation in eine Aktiengesellschaft, in der die Evangelische Gesellschaft noch die Stellung einer starken Minderheitsaktionärin hatte. Zum Fass ohne Boden wurde der Zwingli-Verlag Ende der 1960er-Jahre; offenbar war man bezüglich der Absatzmöglichkeiten viel zu optimistisch und produzierte zu hohe Auflagen. 1968 benötigte der Verlag von der Gesellschaft ein Darlehen von 100'000 Franken, das zwei Jahre später auf 500'000 Franken erhöht werden musste. Die Fusion mit dem «Evangelischen Verlag Zollikon» zum «Theologischen Verlag Zürich» (1970) nützte wenig. Ein Jahr später musste man das Darlehen völlig abschreiben. Im folgenden Jahr war die nächste Sanierung fällig: die Aktien wurden um 70 Prozent abgeschrieben, neue Aktien im Wert von 130'000 Franken gezeichnet und ein neues Darlehen von 170'000 Franken eingeschossen.[20] Hinter den Sanierungen standen einerseits das Bemühen, eine der wenigen Möglichkeiten für die Publikation theologischer Werke zu erhalten, anderseits persönliche Verflechtungen. Die Evangelische Gesellschaft stellte immer noch vier Verwaltungsräte des Verlags; der Quästor der Evangelischen Gesellschaft war Verwaltungsratspräsident. Insgesamt investierte diese zwischen 1970 und 1974 gegen 1 Million Franken in den Verlag. Schliesslich gab sie den Verlag auf und überliess dessen Aktien kostenlos dem Kirchenrat des Kantons Zürich. Die Ironie der Geschichte wollte es, dass der Verlag von da an unter einer kompetenteren Führung in ein ruhigeres Fahrwasser geriet. Er existiert heute noch.

6.4. Verbreitung der Bibel

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts waren Bibeln teuer und für ärmere Leute unerschwinglich. Die «Billigbibel» war zunächst ein Werk des Pietismus. August Hermann Francke erkannte die Möglichkeit, den Druck von Bibeln mit einem Stehsatz zu verbilligen. Ein Freund von ihm richtete in den Francke'schen Stiftungen in Halle eine «Bibelanstalt» ein, die bis 1840 3 Millionen Bibeln produzierte. Als Frucht der Erweckungsbewegung entstand 1804 die britische Bibelgesellschaft, die eine weltweite Verbreitung der Bibel in möglichst vielen Sprachen anstrebte. Die Kosten sollten teilweise durch den Verkaufspreis, teilweise durch Spenden gedeckt werden. Über den Auslandsekretär der Gesellschaft, Karl Friedrich Steinkopf,[21] erfolgte noch im gleichen Jahr die Gründung der Deutschen Bibelgesellschaft, die 1805 im Rahmen der Deutschen Christentumsgesellschaft ihren Sitz in Basel nahm. Von Basel aus sprang der Funke auf Zürich über, wo 1812 eine Bibelgesellschaft entstand. Ihre massgebenden Förderer waren der Antistes Johann Jakob Hess (1741–1828) und dessen Nachfolger Georg Gessner (1765–1843).[22]

1855 schloss sich die Zürcher Bibelgesellschaft der Evangelischen Gesellschaft an und wurde so zum Zweigwerk «Bibelanstalt». Der Übergang wurde dadurch erleichtert, dass der letzte Präsident der Bibelgesellschaft, der ehemalige Antistes Johann Jakob Füssli, auch dem Zentralkomitee angehörte. Kurz darauf beauftragte der Kirchenrat des Kantons Zürich die Evangelische Gesellschaft mit der Herausgabe einer revidierten Version der auf Zwingli zurückgehenden «Zürcher Bibel». Deren Absatz wurde dadurch gesichert, dass gleichzeitig der Gebrauch des Konkurrenzprodukts, der «Luther-Bibel», im kirchlichen Religionsunterricht verboten wurde. Bereits 1860 war die Neuausgabe verkaufsbereit. Die Hauptarbeit an der Revision hatte Pfarrer Hans Kaspar Georg Usteri-Zwingli (1813–1892) geleistet.

In der Folge vertrieb das Zweigwerk «Bibelanstalt» einerseits Vollbibeln, anderseits Ausgaben, die nur das Neue Testament – mit oder ohne Psalmen – enthielten. Pro Jahr wurden bis zum Ende des Jahrhunderts durchschnittlich etwa 4000 Exemplare verkauft, sodass immer wieder Nachdrucke nötig wurden.[23] Die Vollbibel kostete 2 Franken. Das deckte den Herstellungspreis allerdings nicht; die Bibelanstalt finanzierte sich zu 25–50 Prozent durch Spenden. Die Grosszügigkeit der Spender ermöglichte Aktivitäten der besonderen Art. So wurden zwischen 1867 und 1877 alle Bahnwärterhäuschen der deutschsprachigen Schweiz mit je einer Bibel ausgestattet. An der Landesausstellung 1882 in Zürich gab es einen «Bibelkiosk», der 1600 Exemplare verkaufte. Das Personal der Ausstellung erhielt 500 Exemplare des Neuen Testaments, die mit einer Widmung versehen waren, geschenkt. Als nach der Einführung der obligatorischen Zivilehe durch das zürcherische Zivilstandsgesetz die Zahl der kirchlichen Eheschliessungen stark zurückging, versuchte die Bibelanstalt Gegensteuer zu geben, indem sie 1880 eine schön gestaltete «Traubibel» schuf. Sie wurde zur Hälfte des Selbstkostenpreises an die Kirchgemeinden verkauft in der Hoffnung, diese würden sie den Frischvermählten schenken und dadurch die kirchliche Trauung wieder attraktiver machen. In der Folge wurden pro Jahr einige 100 Traubibeln abgesetzt. Tatsächlich nahm der Anteil der kirchlichen Trauungen wieder zu – ob wegen der Gratis-Bibel, muss offen bleiben.[24]

Die Bibel.

Das ist:

Sämmtliche Bücher

der

Heiligen Schrift

des

Alten und Neuen Testamentes.

Nach der

in Zürich kirchlich eingeführten Uebersetzung

aufs Neue aus dem Grundtext berichtigt.

Mit Genehmigung der Zürcherischen Synode.

Zürich.
Im Depot der evangelischen Gesellschaft.
1868.

Bibelausgabe der Evangelischen Gesellschaft von 1868. (Quelle: Zentralbibliothek Zürich, III a 392)

1907 beschloss der Kirchenrat erneut eine Revision der «Zürcher Bibel», übertrug diese Aufgabe diesmal aber nicht der Bibelanstalt der Evangelischen Gesellschaft, sondern einer besonderen Kommission. Diese benötigte für ihre Arbeit 24 Jahre. Die Bibelanstalt überbrückte diese Zeit durch erneute Nachdrucke der alten Ausgabe. Mit dem Erscheinen der Neuausgabe von 1931, die im «Verlag der Zürcher Bibel» erschien, war die Aufgabe der Evangelischen Gesellschaft im Bereich der Bibelverbreitung abgeschlossen. Ihre Bibelsammlung – 180 Exemplare in den verschiedensten Sprachen, von denen ein Dutzend aus dem 17. und 18., der Rest aus dem 19. und 20. Jahrhundert stammte – verkaufte sie 1937 für 350 Franken der Zentralbibliothek Zürich.

6.5. Die Pensionsanstalt

1853 gründete die Evangelische Gesellschaft ein Pensionat für Mittelschüler und Studenten der Theologie, die nicht zu Hause wohnen konnten. Die Pensionäre sollten dem christlichen Glauben erhalten und von den Versuchungen des städtischen Lebens ferngehalten werden; man wollte sie «von dem zerstörenden Einfluss einer negierenden Religionsphilosophie bewahren».[25] Der ideale Pensionär liess sich als Gymnasiast für die Theologie begeistern, studierte diese und wurde ein – natürlich «positiver» – Pfarrer. Untergebracht wurde das Pensionat zunächst im ehemaligen Töchterschulgebäude «Zum Napf». 1862 kaufte die Evangelische Gesellschaft ein Haus «am Mühlebach» – ihr erster Erwerb einer Liegenschaft.[26] Die Leitung hatte ein Pfarrer nebenamtlich inne.

Die Zahl der Pensionäre lag zwischen 10 und 15. Mehrheitlich waren es Schüler des Gymnasiums oder der Industrieschule. Die Theologiestudenten blieben in der Minderheit. Da an der Zürcher Universität die liberale Theologie dominierte, begaben sich «positiv» orientierte angehende Pfarrer ohnehin eher nach Basel oder an eine deutsche Universität.[27]

Das rigorose Reglement durchzusetzen bereitete Mühe. «Vor allem ist's der Hang zum Besuch der Wirtshäuser und des Theaters, dem die Zöglinge bei der vielfachen Berührung mit Kameraden [...] nicht immer widerstehen können.»[28] Nachgeben wollte man aber nicht: «Die Leiter der Anstalt hielten es für unzulässig und mit dem Betrieb der Anstalt unvereinbar, wenn jene gefährlichen Vergnügungen, wie öfterer Besuch des Theaters, Kartenspiel, Wirtshausbesuche auch hier zur Sitte werden sollten.»[29] Es erstaunt nicht, dass viele Pensionäre nicht lange blieben.

Finanziell war das Pensionat eine Belastung. Die Beiträge der Pensionäre deckten die Kosten etwa zur Hälfte, die anfangs noch hohen Spenden gingen rasch zurück. Das Defizit hatte die Hauptkasse der Gesellschaft zu tragen. Vergeblich versuchte man, dieser Entwicklung durch Preiserhöhungen zu begegnen. Hatte das jährliche Kostgeld 1853 460 Franken betragen, so stieg es 1867 auf 750 Franken und 1876 auf 900–1200 Franken. Das war etwa ein Viertel bis ein Drittel eines damaligen Pfarrergehalts. Da konnte man nun allerdings bequemer und billiger bei einer Schlummermutter unterkommen, die einen weder zum Gebet verpflichtete noch vom Theaterbesuch abhielt. 1878 gab es noch drei Pensionäre. Im Jahr darauf wurde das Pensionat liquidiert und das Haus am Mühlebach verkauft.[30]

Hausordnung der Pensionsanstalt der Evangelischen Gesellschaft in Zürich vom März 1855

«Die Zöglinge verpflichten sich, ihre Aufgaben und Präparationen auf die Schule mit allem Fleisse zu bearbeiten. Der Vorsteher ist verpflichtet, hierüber möglichst genau zu wachen [...]. Die Zöglinge werden unter sich ein freundliches, brüderliches Leben unterhalten, einander mit Gefälligkeit unterstützen, überhaupt alles tun, was die wahre Bildung und Sittlichkeit jedes einzelnen fördert [...].
Der Vorsteher ist berechtigt, jederzeit über die Verwendung des Taschengeldes sowie über die Benutzung sämtlicher Effekten von den Zöglingen Rechenschaft zu verlangen [...].
Die Zöglinge sollen am Morgen im Winter um 6 Uhr, im Sommer um 5 Uhr aufstehen [...]. Alle Zöglinge sind verpflichtet [...], an den Morgen- und Abendandachten teilzunehmen sowie beim Tischgebet sich rechtzeitig einzufinden [...].
Ausser dem Besuch der Schule ist es den Zöglingen nur dann gestattet, auszugehen, wenn sie ihre Arbeiten vollendet haben oder wenigstens dieselben nicht darunter leiden. Jeder ist verpflichtet, den Hauseltern anzuzeigen, wann und wohin er sich begebe [...]. Ausserordentliche Fälle ausgenommen darf kein Zögling länger als bis halb 9 Uhr im Winter, bis 9 Uhr im Sommer ausser dem Hause bleiben.
Der Besuch des Theaters ist den Zöglingen in der Regel untersagt und bedarf in Ausnahmefällen der ausdrücklichen Bewilligung des Vorstehers [...].»[1]

1 Archiv der Evangelischen Geselschaft.

6.6. Freie Schulen

Der Durchbruch des Liberalismus im Kanton Zürich 1830 führte zu einer Umgestaltung und zum Ausbau des Schulwesens. Die allgemeine Schulpflicht wurde eingeführt. Sekundarschulen, das Gymnasium, die Industrieschule, das Lehrerseminar und die Universität entstanden. Der kirchliche Einfluss auf das Unterrichtswesen wurde stark eingeschränkt, Religion war nur noch eines von vielen Schulfächern. Die «moderne Schule» hatte ein ausgesprochen laizistisches Selbstverständnis, ihre Repräsentanten, die Lehrer, empfanden sich als Bannerträger der Wissenschaft im Kampf gegen klerikalen Obskurantismus. Aus religiös-konservativer Sicht gab es zwei Möglichkeiten, dagegen anzukämpfen. Einerseits konnte man versuchen, auf politischer Ebene der Säkularisierung des Schulwesens Schranken zu setzen. Dies wurde im Rahmen des konservativen Intermezzos 1839–1845 ohne dauerhaften Erfolg versucht. Anderseits konnte man durch die Gründung evangelischer Privatschulen religiös-konservativen Eltern eine Alternative zur Staatsschule anbieten. Das Unterrichtsgesetz von 1859 sah diese Möglichkeit vor. Im Bereich der obligatorischen Schulpflicht war allerdings eine Bewilligung durch den Erziehungsrat erforderlich, zudem unterstanden die Privatschulen der Aufsicht der staatlichen Schulbehörden.

Im Vergleich zu anderen Kantonen, etwa Bern, erfolgte die Gründung protestantisch geprägter Schulen im Kanton Zürich eher spät. Es brauchte nach dem Umsturz

von 1830 zwei weitere auslösende Faktoren: den Durchbruch der liberalen Theologie Ende der 1860er-Jahre und den demokratischen Umbruch von 1869. Die zunehmende Besetzung der Pfarrstellen mit liberalen Geistlichen führte aus konservativ-«positiver» Sicht dazu, dass nun auch der – meist von Pfarrern erteilte – Religionsunterricht an den staatlichen Schulen bekenntnisfrei wurde. Die 1869 an die Macht gelangte demokratische Regierung erwies sich als noch kirchenkritischer als ihre liberale Vorgängerin. 1871 sah ein Entwurf eines neuen Unterrichtsgesetzes, das allerdings scheiterte, vor, das Fach «Religion» durch «Ethik/Sittenlehre» zu ersetzen. «Der moderne Staat regiert in die heiligsten Rechte der Familie hinein», stellte das «Evangelische Wochenblatt» fest, doch dagegen rege sich nun der «erwachende christliche Glaube [...]. Die Planmässigkeit, mit der der Unglaube ein Gebiet nach dem andern erobert und seine Kreise immer enger zieht [...], fängt endlich an, den verschiedenen religiösen Gemeinschaften auch bei uns die Augen zu öffnen.»[31]

Bezeichnenderweise ging die Initiative zur Gründung evangelischer Privatschulen in vielen Fällen von Zweigvereinen oder Minoritätsgemeinden der Evangelischen Gesellschaft aus, vor allem dort, wo der Gegensatz zwischen «Liberalen» und «Positiven» besonders ausgeprägt war: in Winterthur und Uster 1873, in Wädenswil 1874, in Horgen 1876[32] und in Zürich-Aussersihl 1888. Als formal unabhängige Träger wurden jeweils besondere Schulvereine gegründet. Solche Schulvereine waren auch die Basis für das Evangelische Lehrerseminar in Zürich-Unterstrass, die Freie Evangelische Volksschule und das Freie Gymnasium in Zürich. Die Evangelische Gesellschaft selbst war nie direkt Gründerin oder Besitzerin einer Privatschule. Über ihre Zweigvereine und über persönliche Verknüpfungen nahm sie jedoch Einfluss auf diese Schulen.

Selbstverständlich konnten die evangelischen Schulen die allgemeine pädagogische Entwicklung nicht negieren. Um in den Besitz der erziehungsrätlichen Anerkennung zu gelangen, mussten sie sich an die staatlichen Lehrpläne halten. Zudem erwarteten die Eltern, dass ihre Kinder nicht nur im Glauben gestärkt, sondern auch auf das reale Leben vorbereitet würden. Beides sollte miteinander verknüpft werden, «denn das lautere und lebendige Christentum weckt erst recht das Verständnis für die Dinge dieser Welt [...]», man müsse «die Zöglinge mit den Ideen des modernen Lebens vertraut machen, ohne dass sie den kräftigen Irrlehren unserer Tage erliegen», hiess es im Aufruf zur Gründung des Evangelischen Lehrerseminars.[33] Konkret versuchte man, dem evangelischen Auftrag auf drei Weisen gerecht zu werden. Erstens hatte der Religionsunterricht einen grösseren Umfang als in der staatlichen Schule. Zweitens gab es ein christliches Rahmenprogramm, etwa in der Form von gemeinsamen Morgenandachten. Und drittens strebte man die Anstellung gläubiger und engagierter Lehrer an, denen «die heiligen Schriften lieb und teuer»[34] waren und deren Glaube auf die Schüler ausstrahlte. Man strebe nach «einer Durchdringung des gesamten Unterrichts mit den Kräften des Evangeliums [...], so dass in jedem Fach etwas von der heiligen Ehrfurcht vor der Offenbarung Gottes in Christo zu spüren ist», hiess es in einem Jahresbericht während des Zweiten Weltkriegs.[35]

Von den acht Privatschulen, die unter dem Einfluss der Evangelischen Gesellschaft gegründet wurden, existieren heute noch fünf, vier davon in Zürich, ferner die Freie Schule Winterthur. Dagegen schlossen die Freien Schulen Uster (1899), Wädenswil (1910) und Horgen (1954) ihre Tore. Für den Erfolg auf lange Sicht entscheidend war

wohl einmal ein relativ grosses Einzugsgebiet und eine dementsprechende Schülerzahl. War diese zu tief, wurden die Kosten für den Schulhausunterhalt und die technischen Einrichtungen zu gross. Da auch die variablen Kosten stiegen – man durfte hinter der staatlichen Konkurrenz, die allmählich die Lehrerlöhne anhob und die Klassen verkleinerte, nicht allzu stark zurückbleiben –, war man auf zahlungskräftige Gönner angewiesen, seien dies Eltern, die mehr als den minimalen Schulbeitrag zahlten, oder grosszügige Spender.[36] Schliesslich brauchten die Schulen ein pädagogisches Profil, das über die Etikette «evangelisch-christlich» hinausging. Als überschaubare und weniger als die Staatsschulen am politischen Gängelband gehaltene Betriebe war es ihnen eher möglich, sich dem einzelnen Schüler oder der einzelnen Schülerin zuzuwenden und mit Experimenten in pädagogisches Neuland vorzustossen. So gelang es etwa dem Evangelischen Seminar Zürich-Unterstrass trotz der Abschaffung der seminaristischen Lehrerbildung zu überleben, indem es zum «Institut Unterstrass» mutierte, das einerseits aus einem vierjährigen Gymnasium, anderseits einer selbständigen Filiale der Pädagogischen Hochschule des Kantons Zürich besteht. Mit ihren geschichtlichen Wurzeln und ihrer evangelisch-konservativen Tradition tun sich die Schulen allerdings eher schwer, wenn man ihren aktuellen Selbstdarstellungen folgt. Die frühere Freie Evangelische Schule Zürich-Aussersihl heisst heute einfach «Baumackerschule»;[37] die Freie Schule Winterthur und das Institut Unterstrass gehen ebenfalls nicht auf ihre Geschichte ein, das Freie Gymnasium Zürich stellt sich relativ vage als «liberale und weltoffene Schule in der Tradition christlich-humanistischer Menschenbildung» dar. Einzig die Freie Evangelische Schule Zürich nennt als Basis für ihren Auftrag den evangelischen Glauben und führt noch gemeinsame Wochenanfänge und Andachten durch.

6.6.1. Das Evangelische Lehrerseminar Zürich-Unterstrass

Das Evangelische Lehrerseminar verdankt seine Existenz einem Mann, der in der Evangelischen Gesellschaft eher eine Aussenseiterrolle spielte: dem Rechtsanwalt Hans Heinrich Spöndlin (1812–1872). Dieser war als Student 1836 mit der Genfer Erweckungsbewegung in Kontakt gekommen und amtete zur Zeit des «Zürichputschs» 1839 als Sekretär des «Glaubenskomitees». 1861 machte er sich als Verteidiger Dorothea Trudels einen Namen.[38] Spöndlin muss eine polarisierende Natur gewesen sein: «sarkastisch, schneidend, durchgreifend, wenig Rücksichten nehmend».[39] In der Evangelischen Gesellschaft war er vor allem Ende der 1850er-Jahre aktiv; nach dem Tod des ehemaligen Antistes Johann Jakob Füssli 1860 strebte er einen Sitz im Zentralkomitee an. Dies wurde jedoch vom starken Mann der Gesellschaft, dem Aktuar Diethelm Hofmeister, verhindert. Möglicherweise fürchtete der diplomatische, von Spöndlin als Sophist und Lügner bezeichnete Hofmeister, dieser könnte Gönner abschrecken, möglicherweise stand dieser für ihn zu nahe bei den Freikirchen, möglicherweise bangte er auch um seine eigene Autorität.[40] Spöndlin blieb Gesellschaftsmitglied, konzentrierte aber seine Aktivitäten auf den «Verein zur Erhaltung des evangelisch-reformierten Christenglaubens an der Volksschule», meist nur «Christlicher Verein» genannt. Dieser war 1839 gegründet worden, hatte aber bis

jetzt wenig Aktivität entfaltet. Das wurde anders, als Spöndlin 1863 das Vizepräsidium und 1868 das Präsidium übernahm.

Im «Christlichen Verein» traf Spöndlin auf Heinrich Bachofner (1828–1897). Dieser hatte als junger Lehrer ein Erweckungserlebnis in Lausanne gehabt und wirkte als Sekundarlehrer zuerst in Fehraltorf, seit 1862 in Zürich.[41] Mit Bachofner zusammen plante Spöndlin die Errichtung einer evangelischen Lehrerbildungsstätte in Zürich. Zu diesem Zeitpunkt gab es bereits evangelische Lehrerseminarien in Bern (seit 1855) und in Schiers im Kanton Graubünden (seit 1837). Das Letztere befand sich allerdings in einer Krise,[42] sodass evangelisch-konservative Kreise eine Verlegung oder eine Neugründung in der Ostschweiz diskutierten. Während die Evangelische Gesellschaft in Zürich zögerte, ergriff Spöndlin die Initiative und rief mit Bachofner Anfang 1869 ein Gründungskomitee für ein evangelisches Lehrerseminar in Zürich ins Leben. In diesem Komitee befanden sich auch wichtige Exponenten der Evangelischen Gesellschaft wie Ludwig Pestalozzi und als Aktuar Christian Höhr-Hirzel (1840–1891).

Über einen Aufruf kam ein Startkapital von 28'000 Franken zusammen. Als Direktor und zunächst einziger Lehrer eröffnete Bachofner den Unterrichtsbetrieb mit sechs Schülern in seinem Privathaus in Zürich-Hirslanden. 1870 konnte der neu gebildete Trägerverein die Liegenschaft «Zum weissen Kreuz» in Unterstrass, an der Ecke Stampfenbachstrasse/Kronenstrasse gegenüber dem Hotel «Krone», für 60'000 Franken erwerben. Bereits zehn Jahre nach der Gründung zählte das Institut 70 künftige Lehrer, die zunächst alle in einem Internat wohnten. Später wurde externes Wohnen zugelassen, erst ab 1919 wurden auch Mädchen aufgenommen Den Ausschluss der Mädchen hatte man damit begründet, dass «die jungen Lehrer, die am Seminar unterrichten, [...] durch die Schülerinnen geniert werden» könnten und dass «solche Töchter [...] doch nicht lange der Schule treu bleiben, sondern ehestens heiraten» würden.[43] Bereits 1905 bezog das Seminar einen Neubau an der Rotbuchstrasse. Das Lehrerexamen hatten die Absolventen extern abzulegen; Examinatoren waren die Lehrer der laizistischen Hochburg und Konkurrenz, des staatlichen Seminars Küsnacht. Dass sie trotzdem meistens erfolgreich waren, sprach für die Qualität der Ausbildung. Der Ruf der Schule zeigte sich auch darin, dass – bis 1903 – die Hälfte der Schüler aus Gebieten ausserhalb des Kantons Zürich stammte.[44] Die Kostgelder der Schüler deckten in den ersten 25 Jahren den Aufwand nur zu etwa 40 Prozent; der Rest wurde durch Spenden (bis 1894 total 800'000 Franken) finanziert.[45]

Hatte die Evangelische Gesellschaft den Start des Unternehmens verpasst, so sprang sie doch rasch auf den fahrenden Zug auf. Als Garantin für finanzielle Sicherheit hatte sie mit ihren Gönnern und Gönnerinnen im Hintergrund ein ganz anderes Kaliber als der Christliche Verein, zumal dessen Präsident Spöndlin 1872 starb. Die folgenden Präsidenten des Seminarvorstands entstammten bis zum Zweiten Weltkrieg der Evangelischen Gesellschaft, ebenso zahlreiche weitere Vorstandsmitglieder.

Die Befürchtungen liberaler Kritiker, dass aus diesem Lehrerseminar beschränkte und bigotte Kleingeister auf die Schüler losgelassen würden, bewahrheitete sich nicht. 1915 hielt der Chronist von Unterstrass fest: «Obwohl die tonangebenden Personen in Unterstrass der Gründung nicht günstig gestimmt waren, so wurde sie gleichwohl schlechthin ‹Seminar Unterstrass› genannt. Es wurde überhaupt über diese angeblich pietistische Anstalt viel geschimpft und die Gründer, wie es in solchen Fällen

Unterricht mit Direktor Konrad Zeller um 1927 im Seminar Unterstrass an der Rötelstrase. (Quelle: Irene Gysel)

Die 4. Klasse um 1918 bei der obligatorischen Gartenarbeit am Samstagmorgen im Seminargarten (Quelle: Irene Gysel)

gewöhnlich geschieht, als Mucker hingestellt, doch sehr mit Unrecht. Die Anstalt ging trotz Anfechtungen ruhig ihren Weg und die vielen tüchtigen Lehrer, die aus derselben in unsere Volksschule übergingen, leisteten den Beweis, dass aus dieser Schule keineswegs ein verwerflicher Geist in das Volk hinausgetragen werde.»[46]

6.6.2. Freie Evangelische Volksschulen

Zu Beginn des Jahres 1874 gründeten Angehörige der Evangelischen Gesellschaft in der St.-Anna-Kapelle einen Schulverein, der «eine auf Gottes Wort gegründete Erziehung anstrebte».[47] Sein Ziel war es, eine evangelische Primarschule, die «Freie Schule Zürich» (ab 1930 «Freie Evangelische Schule Zürich 1»), ins Leben zu rufen. Das Schulgeld sollte möglichst niedrig, der Beitrag von Spendern möglichst hoch sein. Zu den Initianten gehörten Spitzen der Evangelischen Gesellschaft wie Rudolf Heinrich Mousson-von May, der Bankier Gustav Anton von Schulthess-Rechberg, Christian Höhr-Hirzel und der St.-Anna-Pfarrer Edmund Fröhlich. Hinzu kam der seit wenigen Jahren amtierende Direktor des Lehrerseminars Heinrich Bachofner. Dieser war daran interessiert, Stellen für seine ersten Absolventen zu finden.

Im Sommer 1874 startete die Schule mit zunächst knapp 20 Schülerinnen und Schülern im «Augustinerhof» der Evangelischen Gesellschaft. Ein Jahr später konnte ein eigenes Schulhaus an der Oetenbachgasse bezogen werden. Schon 1880 hatte die Schülerzahl 280 erreicht. In der Folge wurde vor allem der Ausbildung der Mädchen besondere Beachtung geschenkt. 1882 wurde eine Sekundarschulabteilung für Mädchen gegründet, nach 1920 eine daran anschliessende Weiterbildungsschule. Erst ab 1963 wurden auch Knaben in die Sekundarschule aufgenommen; zuvor hatte man für sie nach der Primarschule den Übertritt ans Freie Gymnasium vorgesehen. Für die wachsende Schülerzahl (1908: 400) genügten die vorhandenen Lokalitäten – neben jenem an der Oetenbachgasse das «Glockenhaus» an der Stelle des heutigen Vereinshauses «Glockenhof» – nicht mehr. 1898 konnte das heute noch bestehende Schulgebäude an der Waldmannstrasse bezogen werden.[48]

Bis zum Zweiten Weltkrieg blieben die Beziehungen zur Evangelischen Gesellschaft recht eng; viele Präsidenten und Vorstandsmitglieder der «Schulgenossenschaft» gehörten auch dem Zentralkomitee an. Im «Damenkomitee» der Schule, das für den Handarbeits- und Haushaltunterricht zuständig war, traf man etwa auf die Gattinnen des Präsidenten Eduard Usteri und des Grossmünsterpfarrers Ludwig Pestalozzi. Aus diesen Kreisen stammten auch die Spender, die bis zum Ende des Ersten Weltkriegs ein wesentliches Element des Finanzhaushalts bildeten. Danach mussten die Lasten fast vollständig von den Eltern der Schülerinnen und Schüler getragen werden.

Die Freie Schule Zürich-Aussersihl hatte zwei Wurzeln: die Freie Schule Zürich und das «Evangelisationswerk Aussersihl», die spätere Lukas-Gemeinde.[49] Nach der Gründung der Ersteren erfolgten viele Anmeldungen aus Aussersihl – 1886 ein Drittel aller Bewerber. Aus Platzgründen konnte man nicht alle angemeldeten Kinder aufnehmen; zudem war der Schulweg doch recht lang. Der Plan, eine selbständige Schule zu gründen, entstand in Kreisen der Evangelischen Gesellschaft und der Lukas-Gemeinde. Initianten waren Pfarrer Edmund Fröhlich von der St.-Anna-Gemeinde, der Prediger

Heinrich Knecht an der Lukas-Kapelle und der Seminardirektor Heinrich Bachofner. Auch hier wurde ein Schulverein gegründet «mit dem Zweck, eine auf Gottes Wort gegründete Erziehung anzustreben».[50] Der Schulbetrieb begann 1888 in einem Privathaus an der Bäckerstrasse. Der Schulverein konnte jedoch von der Evangelischen Gesellschaft zu einem günstigen Preis ein Grundstück neben der Lukas-Kapelle kaufen und dort an der Dienerstrasse 59 1891 ein eigenes Schulhaus einweihen. Im Berichtsjahr 1895/96 zählte die Schule bereits 120 Schülerinnen und Schüler, die von zwei Lehrern und einer Handarbeitslehrerin betreut wurden. Ein Lehrer unterrichtete in einem Zimmer drei verschiedene Klassen mit total 60 Schülern. Solche Bestände waren damals auch an der staatlichen Schule üblich.[51]

Die Verbindung der Schule mit der Evangelischen Gesellschaft war zuerst recht eng; im Vereinsvorstand sassen zunächst neben anderen Gustav Anton von Schulthess-Rechberg, Christian Höhr-Hirzel und Edmund Fröhlich, die alle dem Zentralkomitee angehörten. Von der Jahrhundertwende an war das Zentralkomitee nur noch selten im Vereinsvorstand vertreten. Dagegen blieben die Beziehungen zur «Lukas-Gemeinde» sehr intensiv: «Unser Rückhalt ist die Lukas-Gemeinde. Aus diesem Zweigwerk ist die Freie Schule hervorgegangen.»[52] Den Statuten zufolge hatte die Gemeinde zwei Sitze im Vorstand; die Generalversammlung des Schulvereins fand in der Lukas-Kapelle statt. Bis zum Ende der 1950er-Jahre war der Pfarrer der Lukas-Gemeinde in der Regel Schulpräsident. Umgekehrt fanden sich oft Lehrer der Freien Schule im Vorstand der Lukas-Gemeinde.

Die Schülerzahl entwickelte sich erfreulich. Da manche Eltern kein grosses Schulgeld zahlen konnten, war die Schule auf Spenden angewiesen. Noch in den 1950er- und 60er-Jahren machten diese ein Viertel bis ein Drittel der Gesamteinnahmen aus. 1906 wurde eine Sekundarschule gegründet, 1908 die Marke von 200 Schülerinnen und Schülern überschritten. Vom Ende der 1920er-Jahre an ging die Schülerzahl zurück; um 1950 gab es noch 64 Schüler. Dann gelang der Schule ein Turnaround; 1955 zählte man wieder 150 Schüler. Allerdings stammten diese zu einem immer geringeren Teil aus Aussersihl, dessen Bevölkerung nun abnahm. Die Schule errichtete daher Zweigstellen in Oerlikon, Schwamendingen und Altstetten und führte die erste bis dritte Primarklasse nicht mehr. Der Schwerpunkt lag nun auf der Sekundarschulstufe; 1970/71 hatte man 200 Sekundarschüler und 45 Primarschüler. Die Verbindung zur Lukas-Gemeinde, deren Mitgliederzahl schrumpfte und die ihre Kapelle verlor,[53] lockerte sich. 1979 zog die Schule ganz von Aussersihl weg. Sie bezog als «Evangelische Schule Baumacker» ein neues Domizil im ehemaligen Volkshaus in Zürich-Oerlikon.

6.6.3. Das Freie Gymnasium

Das Freie Gymnasium entstand eigentlich als familiäres Unternehmen. 1888 hatten die Söhne des Buchhändlers Christian Höhr-Hirzel, Mitglied des Zentralkomitees, und des Seminardirektors Heinrich Bachofner ihre Primarschuljahre an der Freien Schule Zürich abgeschlossen und hätten an das kantonale Gymnasium übertreten können. Da dieses jedoch liberal-laizistisch geprägt war, gründeten die beiden Herren ein «Privatgym-

Das Freie Gymnasium befand sich zwischen 1890 und 1910 im Haus «Sihlwart» an der Gerechtigkeitsgasse 26. (Quelle: Roland Böhmer)

nasium», das zunächst mit sechs Schülern im Haus Höhr-Hirzels an der Peterhofstatt startete. Bereits 1890 bezog man ein neues Schulhaus an der Gerechtigkeitsgasse, 1892 wurde die Schule in «Freies Gymnasium» umgetauft. Auch hier war der Träger ein Schulverein. Wie die meisten anderen evangelischen Schulen war auch diese auf Spenden angewiesen; am Ende des 19. Jahrhunderts rechnete man mit jährlichen Kosten von 600 Franken pro Schüler, während der Elternbeitrag 400 Franken betrug.

Die Schule wuchs qualitativ und quantitativ. Bot sie zunächst nur die unteren Gymnasialstufen an – danach musste man ins kantonale Obergymnasium übertreten –, führte sie ab 1904 Klassen bis zur Maturität. Seit 1910 konnte sie die Maturitätsprüfung im eigenen Haus abnehmen. Seit der Jahrhundertwende führte sie zudem eine Sekundarschule und nahm ab 1904 auch Mädchen auf. Hatte das Freie Gymnasium um 1900 50 Schüler gezählt, so waren es 1918 250 Schülerinnen und Schüler. Diese hätten an der Gerechtigkeitsgasse keinen Platz gehabt. Von 1908 bis 1911 hatte der Schulverein an der St. Annagasse zusammen mit dem Christlichen Verein junger Männer und der Evangelischen Gesellschaft den «Glockenhof»-Komplex errichtet, zu dem ein neues, 1910 eingeweihtes Schulhaus gehörte.[54] Dieses tat seinen Dienst bis 1972; danach zog die Schule nach Zürich-Riesbach in eine neue Anlage. Der religiöse Charakter der Schule trat in den Hintergrund. Der «gemeinsame Morgensegen» wurde wegen der gestiegenen Schülerzahl 1914 zugunsten von Andachten im Klassenverband aufgegeben, die jedoch ein Jahrzehnt später auch entfielen.

Wie bei den anderen evangelischen Instituten bestanden auch hier zunächst enge personelle Verknüpfungen mit der Evangelischen Gesellschaft. Im achtköpfigen Vorstand sassen der Theologieprofessor Gustav von Schulthess-Rechberg,[55] der von 1900 bis 1912 das Präsidium innehatte, Heinrich Bachofner, Rudolf Spöndlin-Escher und Hermann Eidenbenz. Später lockerten sich die Beziehungen, blieben aber bestehen. Einige Rektoren und Lehrer des Freien Gymnasiums gehörten dem Zentralkomitee an; umgekehrt wechselte der Leiter der Stadtmission, Pfarrer Kurt Scheitlin, 1958 in die Leitung des Freien Gymnasiums.

Mission und Diakonie – die Aufgabe der Diakonissen. (Quelle: Baumgartner, S. 40)